Nr. 106. 17. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 3412) ohne Bringegeld vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolportöre wöchentlich 30 ₰ frei in's Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redakteur: Gustav Wabersky in Hamburg.

Freitag, den 8. Mai 1903.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermiethungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen (bis 4 Uhr Nachmittags), sowie in sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Fehlandstraße 11 in Hamburg 1.

Filialen: Süd-St. Pauli bei Carl Lementzow, Wilhelminenstr. 11, pt. Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde, bei Carl Dreyer, Margarethenstr. 48, Eimsbüttel. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. Barmbek, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12, Barmbek. St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn und Schiffbek bei Carl Ortel, Baustr. 26, Borgfelde. Hammerbrook, Rothenburgsort, Billwärder und Veddel bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. Eilbek, Wandsbek und Hinschenfelde bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbek. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118, Altona. Ottensen, Bahrenfeld bei Johannes Heine, Erdmannstr. 14, Ottensen.

Hierzu eine Beilage.

Die Bagdadbahn.

Wenn innerhalb der herrschenden Klasse für ideale Zwecke eifrig in's Zeug gegangen wird, so kann man darauf wetten, daß irgend ein materielles Interesse als treibende Kraft darunter versteckt ist. Wie im Nibelungenlied der starke Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar, dem König Gunther die Brunhilde erobert, wozu dieser zu schwach ist, so verbirgt sich das kapitalistische Interesse unter idealistischen Motiven, die für sich allein unfähig sind, größere Gruppen von „Besitz und Bildung“ für Werke der Zivilisation in Bewegung zu setzen. Wer kann z. B. heute noch daran zweifeln, daß die Heidenmissionare aus England und anderwärts unbewußte oder bewußte Werkzeuge wirthschaftlicher und politischer Eroberungsgelüste waren und sind. Das Sprichwort: „Wenn der Herrgott einen Tempel erhalten soll, muß der Teufel die Steine dazu beschaffen“, besagt etwas Aehnliches.

Man wird darum auch schwerlich fehl gehen, wenn man einen Zusammenhang der von der Berliner Orientalischen Gesellschaft neuerdings so eifrig veranstalteten Delitzsch-Vorträge über Assyrien und Babylon mit der Bagdadbahn annimmt. Durch diese Vorträge sollen namentlich die finanzkräftigen Kreise für dieses kapitalistische Unternehmen interessirt werden.

Aus den jüngsten Vorgängen im englischen Parlament weiß man, daß dieses Projekt auch die hohe Politik lebhaft beschäftigt. Der Premierminister Balfour hat auf Anfragen, die an ihn gestellt wurden, die Erklärung abgegeben, England werde an dem Plan der Bagdadbahn nicht theilnehmen. Man nimmt an, daß sich Balfour hierzu erst bestimmen ließ durch den Lärm englischer Blätter, deren Feindseligkeit gegen Deutschland aus der Englandhetze unserer Alldeutschen Nahrung sog, hinter denen aber auch allerlei Interessengruppen stecken, so die Schifffahrtsgesellschaften, die den Verkehr mit Vorderindien vermitteln und fürchten, daß ihnen die Bahn einen Theil ihrer Fracht und besonders den Postverkehr mit Indien wegnehmen werde. Auch vermuthet man, England fürchte eine Erweiterung des russischen Einflusses auf Persien.

So viel ist sicher: gebaut wird sie doch, vermuthlich noch bevor dieses Wort eines preußischen Ministers vom Mittellandkanal in Erfüllung geht. Eben diese Reminiszenz führt uns auf die Beklemmungen, welche die Bagdadbahn bereits im agrarischen Lager wachgerufen hat.

Bekanntlich soll die Bagdadbahn eine Verlängerung sein der bereits im Betrieb befindlichen Anatolischen Bahn (Kleinasien) mit dem Endpunkt Konia. Schon diese hat unsere Agrarier in Aufregung versetzt. Ihr Leibakademikus, der famose Professor Ruhland, hat ausgerechnet, daß der Weizen von Angora, das die Anatolische Bahn bereits mit Konstantinopel verbindet, zum Preise von 85 Mark pro Tonne, ohne Zoll, in Berlin auf den Markt gebracht werden könne. Das war aber einer von den vielen groben Schnitzern dieses berü—hmten Professor agrarius; es wurde vielmehr nachgewiesen, daß selbst im Jahre 1900, da Angora vor dem Einbringen einer ganz vorzüglichen Ernte stand, in Folge dessen der Weizenpreis zu jener Zeit ganz besonders niedrig stand, der Preis pro Tonne Bahnhof Angora M. 87,50 betrug, mit den Transportkosten in Berlin M. 142,50 und plus Zoll von M. 35 M. 177,50!!

Hierauf wurde nun agrarischerseits replizirt: Gesetzt auch, daß die Anatolische Bahn vorläufig keine Gefahr für die deutsche Landwirthschaft — will sagen für die Taschen der Großgrundbesitzer — bedeutet, so wird sie es doch, sobald einmal die fruchtbaren Landstriche Mesopotamiens durch die Fortführung der Bahn, also durch die Bagdadbahn, erschlossen sein werden. Zur Beschwichtigung der Agrarier hat vor einigen Monaten ein Kenner der Verhältnisse, der Stabsarzt Dr. Arning in Hannover, versichert, diese Gebiete wieder zu einer „Kornkammer“ zu machen, sei in absehbarer Zeit ausgeschlossen, da die Wassermenge des Euphrat und Tigris in Folge der Entwaldung ihrer Quellengebiete nicht wie dereinst zur Nutzbarmachung des Landes ausreicht. Kleinasien überhaupt könne selbst durch den Fleiß deutscher Ansiedler nicht wieder auf die Höhe der alten Kulturen gebracht werden. Durch die maßlose Waldverwüstung sei die Feuchtigkeitsvertheilung eine überaus ungünstige und bedinge die große Anzahl von Mißjahren. Eine Wiederaufforstung der kahlen Höhen sei aber kaum möglich; selbst unter geordneten Staatsverhältnissen würde sie gewaltige Spannen Zeit in Anspruch nehmen, mit den türkischen Finanzen aber nie durchgeführt werden können.

Eine Hebung der landwirthschaftlichen Entwicklung in jenen Gegenden werde freilich die Bahn bringen und das sei nur zu begrüßen, auch im deutschen Interesse, denn auch, wenn es zutreffend sein sollte, was noch sehr strittig, daß Deutschland seinen Getreidebedarf heute selbst erzeugen könnte: in fünfzig Jahren werde Deutschland bei gleichbleibender Bevölkerungszunahme 100 Millionen Einwohner zählen, und dann wäre die Selbstversorgung mit Getreide eine platte Unmöglichkeit und es würde alsdann eine Lebensfrage für uns sein, unsere Verproviantirung auf einer sicheren Landverbindung beziehen zu können, zumal im Falle eines Krieges. Nicht minder sei es zu begrüßen, wenn wir im Bezug von Baumwolle uns zur Noth vom Seeweg unabhängig machen können.

Wie förderlich außerdem die Bagdadbahn dem Export sein wird, bedarf kaum der Erwähnung: „Den deutschen Schienen folgt deutsches Industrieerzeugniß jeglicher Art.“ Außerdem wird sie nach ihrer Beendigung einen Verkehrsweg von nicht zu unterschätzender internationaler Bedeutung darstellen, da sie eine Umgehung der Straße durch den Suezkanal (in englischen Händen befindlich!) möglich macht und besonders für eilige Reisende, für die Post und werthvolle Frachten eine wesentliche Verkürzung darbietet.

Alles in Allem: die Bagdadbahn darf als ein Kulturwerk hohen Ranges bezeichnet werden, und es wäre sehr zu bedauern, wenn englisches und agrarisches Mißwollen der Ausführung der Strecke Konia-Eregli, die zunächst in Angriff genommen werden soll, Schwierigkeiten bereiten sollte. Man vermuthet indeß, daß englischerseits noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Die Betheiligung liegt ja im eigenen Interesse Englands, da es sonst jeden Einflusses auf dieselbe verlustig ginge.

Von der Weltbühne.

Die Wahlaufrufe der bürgerlichen Parteien finden, wie wir bereits nachgewiesen haben, im eigenen Lager Kritik, und die armen Schelme, die schweren Herzens und mit schwerer Mühe durch viele Phrasen die Thatsache zu verdecken suchten, daß eigentlich auf bürgerlicher Seite nichts Rechtes mehr zu sagen ist, werden nun von den eigenen Parteifreunden gehörig zerzaust. Die „Leipz. N. Nachr.“ sprechen wegwerfend im Allgemeinen von den bürgerlichen Aufrufen als von „langathmigen Auseinandersetzungen ohne Saft und Kraft“, und sagen weiter: „Man braucht nicht allzuviel Phantasie, um sich auszumalen, wie all' diese wunderlichen Dokumente entstehen: Da setzt sich eine Anzahl von jenen Männern zusammen, die wohlbeleibt sind und des Nachts gut schlafen und die in ihrer Gemeinschaft Zentralkomite, Parteiausschuß oder so ähnlich heißen, und sie sitzen und schwitzen, und sitzen und streiten herum um jedes Wort, sie stutzen hier einen Satz und dort einen Gedanken, bis dann zuletzt ein Werk zu Stande kommt, das Niemanden erfreut, Niemanden hinreißt, nirgends zündet.“ Speziell über den nationalliberalen Aufruf heißt es: „Nun erquicke man sich zuerst an dem, was der flammenden Seele Sattlers und Bassermanns entsprang! Einhundertfünfzig Druckzeilen und kein wirksamer Gedanke, anderthalbtausend Worte und keine Klarheit! Und ach, es kriecht der leise Zweifel herauf, daß überhaupt nur Wenige den Aufruf bis zum seligen Ende, bis zu jener erschütternden und originellen Wendung lesen werden, die von dem „Dienst der guten Sache“ und „dem Wohl des ganzen theuren Vaterlandes“ redet. Nein, es steckt kein Blut, keine Physiognomie in dem Aufruf. Immerhin soll der nationalliberale Wahlaufruf nur als Paradigma dienen: Auch die Elaborate der anderen Parteien werden das Schicksal haben, von den Gesinnungsgenossen als ein Wunderwerk der Weisheit gepriesen, aber von Keinem bis zu Ende gelesen zu werden. So spät man vergebens in dem Aufruf des Zentrums nach dem Punkte, der Interesse erwecken würde. Und der Freisinn? Herr Eugen Richter hat die Parole ausgegeben, ohne Parole zu kämpfen, jeden Aufruf im Tintenfaß zurückzuhalten. Er verweist den Kampf auf den einzelnen Wahlkreis: Hier gilt es, so meint er, vielleicht den Genossen zu schonen, dort den Zentrumsmann, hier muß man auf den Konservativen rechnen, dort gar auf den Nationalsozialen, nirgends aber geht es ohne Krücken: Soll er selbst diese Krücken zerbrechen? Es ist eben auch hier die entsittlichende Wirkung der Stichwahlpolitik, die sich geltend macht.“

Das Leipziger Ordnungsblatt hat ja so Recht! Aber wie sollen denn wirksame, eindringliche Aufrufe entstehen, wenn die Parteien aller Prinzipien bar sind und ihre Thätigkeit und ihr Streben sich auf den Schacher um Vortheile für Kliquen konzentrirt?

Der Wahlaufruf der Deutschkonservativen ist nun auch erschienen. Nach den Auslassungen der konservativen Presse in der jüngsten Zeit hätte man annehmen sollen, daß der Aufruf einen flammenden Appell zum „Kampf gegen den Umsturz“ bringen werde. Nichts davon. Er ist so ledern und verwaschen, daß er darin selbst den nationalliberalen Aufruf noch übertrifft. Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Es ist der Zwang, überall mit der wirklichen Meinung hinter dem Berge zu halten. Die Konservativen dürfen im gegenwärtigen Moment nicht offen sagen, was sie wollen, und so müssen sie den Dingen einen Anstrich geben, der einerseits die Regierung, andererseits die Wähler nicht so sehr vor den Kopf stößt. Diese Verschleierungstaktik hebt gleich am Anfang an, wo von den Handelsverträgen die Rede ist. Da heißt es:

„Die konservative Partei hat seit dem Abschlusse der geltenden Handelsverträge unablässig betont, daß diese Verträge in ungerechter Weise die Landwirthschaft benachtheiligen und die Kraft des ganzen Staates durch Schwächung der landwirthschaftlichen Bevölkerung beeinträchtigen. Wenn die konservative Partei auch an sich nicht unbedingt gegen langfristige Handelsverträge ist, so wird sie demgemäß *doch nur solchen Verträgen* ihre Zustimmung geben, *welche der Landwirthschaft wesentlich bessere Existenzbedingungen bieten* und ihr ermöglichen, neben der Industrie und dem Handel wirthschaftlich gleichmäßig zu gedeihen.“

Wollten die konservativen Herren die Wahrheit sagen, so müßten sie erklären, daß sie unbedingt gegen Handelsverträge sind, denn sie wissen sehr genau, daß Handelsverträge, die ihren Forderungen entsprechen, unmöglich sind. Es liegt ihnen an Handelsverträgen überhaupt nichts, weil sie grade bei Zollkriegen auf eine hübsche Ernte für ihre unergründlichen Taschen hoffen.

Am ehrlichsten ist vielleicht noch das Bekenntniß zum Militarismus in beiderlei Gestalt. Aber die „gräßliche Flotte“, die ja nach der Theorie ihrer begeistertsten Anhänger dem Welthandel die Wege bahnen soll, hat nur bedingt auf die Unterstützung der Konservativen zu rechnen; sie wollen deren Entwicklung nur „in einer unseren Handelsbeziehungen und unseren Finanzen entsprechenden Weise“ fördern, während der Landmilitarismus unbedingt auf die Konservativen rechnen kann.

Daß daneben eine „sparsame Verwaltung der Finanzen“, sowie eine Beschränkung der Ausgaben auf das Nothwendige und Zweckmäßige unter Vermeidung jedes Luxus empfohlen wird, ist ein Widerspruch, der sich ja bei allen Anhängern des Militarismus findet. Was dieser verlangt, erscheint ihnen immer nothwendig, obwohl auf diesem Gebiet die größte Vergeudung von Nationalvermögen stattfindet.

Damit die Junker und sonstigen Staatsstützen nicht zu sehr von den direkten Steuern geplagt werden, soll „die Finanzkraft des Reiches thunlichst auf die Grundlage selbstständiger Einnahmequellen gestellt“ werden, d. h. die wachsenden Millionensummen sollen durch indirekte Steuern aufgebracht werden.

Selbstverständlich darf das geheuchelte Christenthum nicht fehlen, nachdem die christliche Liebe im Brotwucher einen so herrlichen Ausdruck gefunden hat. Die edlen Brotwucherer erklären, von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, „daß sich die wirthschaftlichen und sozialen Probleme nur auf dem Boden des wahren Christenthums unter einer kräftigen Monarchie lösen lassen“. Die Konservativen wollen deshalb auch „für die Erhaltung und Stärkung der staatlichen Autorität nach wie vor eintreten und jede Beeinträchtigung der Prärogative der Krone bekämpfen“. Ihre Anhänglichkeit an die Monarchie steht bekanntlich völlig auf der Höhe ihres Christenthums. Der Temperaturgrad ihres Monarchismus hängt ab von der Höhe der Liebesgaben, die die Monarchie ihnen spendet.

Sogar für die Hebung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiterklassen hat der Aufruf ein Wort, jedoch nur ein Klagewort über die „finanziellen Opfer der Arbeitgeber und des Staates“. Immerhin sind die Konservativen so gnädig, sie „weiter fortführen“ zu wollen, was so gut wie nichts besagt. Der Mittelstand, auf dessen Stimmen die Konservativen wenigstens zum Theil rechnen, wird schon wärmer bedacht — mit Worten: „Die mißliche Lage der Mittelstände, der landwirthschaftlichen kleinen und mittleren Besitzer, des Handwerker- und des Kleingewerbestandes, erheischt jedoch, daß eine richtige Sozialpolitik vor Allem hier einsetzt und diesen schwer um die Existenz kämpfenden Klassen wirksam beisteht. Es müssen also auch Schutzwehren für Handwerk und Kleingewerbe gegen großkapitalistische Auswüchse und undeutsche Verletzung von Treu und Glauben im Geschäftsverkehr geschaffen werden.“

Das klingt schön und verpflichtet doch zu nichts. Alle Mittelstandsrettungsversuche haben den Rettungsobjekten bisher nur Kosten und unnütze Scheerereien gebracht. Klug geworden sind dadurch leider Viele noch nicht. Und so wird die schöne Phrase auch diesmal noch Manche umnebeln.

Dann aber kommt das Wichtigste, der Kampf gegen die Sozialdemokratie. Es wird im Anschluß an das Vorstehende erklärt:

„Diese allein richtige und segensreiche Sozialpolitik steht im grundsätzlichen Gegensatz zu den Tendenzen der Sozialdemokratie, welche die arbeitenden Klassen gegen alles Bestehende, gegen alle Grundlagen des Staates aufhetzt, ohne ihre Lage zu verbessern. Daher ist auch der Kampf gegen die Sozialdemokratie eine wichtige Aufgabe der konservativen Partei, die nach wie vor bereit ist, die Regierung in der Handhabung und Verstärkung staatlicher Machtmittel gegen das gewerbsmäßige Untergraben göttlicher und weltlicher Autorität und des Friedens der Bevölkerung nach Kräften zu unterstützen. Die konservative Partei wird deshalb ihre Haltung gegenüber anderen Parteien wesentlich auch nach deren Verhalten gegenüber der Sozialdemokratie einrichten.“

Das ist Alles. Die Verlogenheit spricht gar deutlich aus diesen Sätzen. Soweit die Arbeiter allein in Frage kommen, braucht man kein Blatt vor den Mund zu nehmen, denn verständige Arbeiter stimmen doch nicht für die Konservativen. Da läßt man denn deutlich die Geneigtheit zu neuen Ausnahmegesetzen gegen die Arbeiter durchblicken. Aber damit allein ist den Konservativen nicht gedient. Was sie wollen, ist die völlige politische Entrechtung des Volkes, die Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts. Das dürfen sie aber jetzt vor den Wahlen nicht sagen. Daher die geschraubten Wendungen; daher der mangelnde Schwung, den auch der Schlußruf: „Vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich, für Fürst und Vaterland!“ nicht ersetzen kann. Die Verlegenheit leuchtet aus jeder Zeile des Aufrufs und ist ein Zeichen für die katzenjämmerliche Stimmung der Konservativen, die dieser Tage der „Kreuzztg.“ schon den Stoßseufzer abpreßte, schon zufrieden zu sein, wenn der neue Reichstag nicht ein „schlimmeres Gesicht“ zeige.

Bei den Polen gewinnt unter dem Drucke der hakatistisch-polizistischen Germanisirungs-Chikanen die schärfere Tonart die Oberhand. Bei der Aufstellung der Reichstagskandidaten hat die polnische Hofpartei eine vollständige Niederlage erlitten. Der „Goniec Wielkopolski“ schreibt darüber:

„Die polnische Hof- und Versöhnungspartei hat bei der Aufstellung ihrer Kandidaten zur Reichstagswahl in den verschiedensten Kreisen eine vernichtende Niederlage erlitten und wird solche auch noch in anderen Kreisen erleiden. In Kosten fiel der bisherige Reichstagsvertreter Stefan Cegielski mit Glanz bei der Aufstellung durch. In Jarotschin für den Reichstagswahlkreis Jarotschin-Wreschen ereilte den bisherigen Vertreter Dr. Sigismund v. Dziembowski-Pomian dasselbe Schicksal. In Samter wurde die Kandidatur des Grafen Kwilecki, des bisherigen Vertreters dieses Wahlkreises, vollständig verworfen. In der Wählerversammlung in Gnesen erschien der bisherige Vertreter Dr. Roman von Komierowski nicht einmal. Er ahnte schon, was ihm bevorstände. Natürlich wurde er auch nicht wieder aufgestellt. Aehnlich wird es den Vertretern der Hof- und Versöhnungspartei auch noch anderwärts ergehen.“

Das Hakatistenvolk wird daraus natürlich nicht die Lehre von der Verkehrtheit seiner Politik ziehen, sondern in der blinden Selbstüberschätzung seiner Deutschthümelei rufen: Nun erst recht drauf!

Die neue Militärvorlage, die an den neuen Reichstag ganz zweifellos kommen wird, wirft schon ihre Schatten voraus. Von den militärischen Bauverwaltungen werden schon jetzt die Projekte bearbeitet für die neuen Kasernen, die zur Unterbringung der zu bewilligenden Truppenverstärkungen gebraucht werden. So wird aus Spandau gemeldet, daß dort allein vier neue große Kasernen erforderlich werden und zwar je eine Kaserne für das dritte Bataillon des 5. Garderegiments zu Fuß und des Garde-Grenadierregiments Nr. 5, eine Kaserne für ein drittes Bataillon des Garde-Fußartillerie-Regiments und eine Kaserne für die Bespannungsabtheilung. Alle drei Regimenter bestehen bekanntlich nur aus je zwei Bataillonen. Für sämmtliche neuen Kasernements sind die Baugrundstücke auf bisherigem Festungsterrän bereits vorgesehen.

Die Wähler werden am 16. Juni ein deutliches „Reichstag, werde hart!“ sprechen müssen, wenn sie nicht wieder das Opfer des nimmersatten Ungeheuers Militarismus werden wollen.

Die zweijährige Dienstzeit übt, wie sich schon bald nach der Einführung zeigte, auf die Kriminalität im Heere einen günstigen Einfluß. Die Wirkung hat sich im Laufe der Jahre noch verstärkt. Es war eine alte Erfahrung, daß die meisten Vergehen der Mannschaften in ihrem dritten Dienstjahre vorkamen. Aus den Belegungsverhältnissen der Militärgefängnisse läßt sich ein sicherer Schluß ziehen auf die Entwicklung der Kriminalität. Daraus ergiebt sich, daß unter der zweijährigen Dienstzeit die Bestrafungen bei der Armee um mehr als ein Drittel zurückgegangen sind. Insbesondere ist für das Gardekorps noch bemerkenswerth, daß die Disziplinarabtheilung im Fort Hahneberg, der alle mit Festung bestraften Mannschaften überwiesen werden, jetzt etwa halb so stark ist wie früher. Es bestanden ehemals zwei solcher Abtheilungen, eine in Spandau, die andere in Koblenz; sie hatten zusammen in der Regel einen Bestand von 90 Mann. Später wurde die Koblenzer Abtheilung mit der Spandauer vereinigt, und diese zählt jetzt etwa 50 Mann. Eine volle Belegung mehrerer Festungsgefängnisse erfolgte vorübergehend vor zwei Jahren, als die verurtheilten Mannschaften der ostasiatischen Expedition zur Abbüßung ihrer Strafe nach der Heimath transportirt wurden. Inzwischen ist aber das bisherige Verhältniß, eine etwa um ein Drittel geringere Belegung als früher, wieder eingetreten.

Gleichwohl wird die zweijährige Dienstzeit von den Konservativen noch fortgesetzt angefeindet und am liebsten möchten sie sie wieder aus der Welt schaffen. Ihnen ist es vor Allem um eine recht lange Wirkung des Kasernengeistes auf die Mannschaften zu thun, um diese den bürgerlichen Verhältnissen möglichst zu entfremden. Daß die lange Einwirkung grade schlimme Folgen hat, zeigen die oben konstatirten Thatsachen.

Die Polizeithaten in St. Johann haben der nationalliberalen Presse, vor Allem der „Köln. Ztg.“, den Anlaß zu einem merkwürdigen Manöver gegeben. Es wurde der ganzen Welt verkündet, daß der nationalliberale Abgeordnete des Kreises auf Veranlassung des Vorstandes der nationalliberalen Partei in Saarbrücken mit Genehmigung des Ministers des letzteren Vertreters gesprochen und mit diesem die Angelegenheit in einer die Bevölkerung befriedigenden Weise geregelt, bezw. die Zusage einer solchen Regelung erhalten habe. Das war ein Wahlmanöver, um dem sehr stockfleckigen Renommée des Liberalismus wieder etwas Glanz zu verleihen und diese Partei als Hüterin und Wahrerin der bürgerlichen Freiheit erscheinen zu lassen und zugleich den Einfluß der liberalen Parlamentarier auf die Regierung zu demonstriren.

Doch das Manöver ist nicht nur mißglückt; der erwartete Effekt ist direkt in's Gegentheil umgeschlagen. Der Vertreter des Ministers hielt die bekannte Rede an die Polizeimannschaft und ermunterte diese zur äußersten Schneidigkeit! Haben nun die Nationalliberalen im Voraus sich gebrüstet, das Eingreifen des Ministeriums sei ihr Werk, so fällt auf sie jetzt das Odium, die Polizei-„energie“ noch gefördert zu haben.

Der Nationalliberalismus ist eben der Schlemihl unter den Parteien und bleibt es.

Der schwedische Reichstag hatte sich kürzlich mit einer Sache zu beschäftigen, die in anderen Ländern, z. B. in Deutschland, ganz stillschweigend als selbstverständlich hingenommen wird, nämlich mit den Vor-

---

[53] (Nachdruck verboten.)

Die Erbschleicherinnen.

Roman von Ernst v. Wolzogen.

„Ah, wissen S', deswegen können S' schon frei von der Leber weg reden,“ rief Lizzi lustig. „Mi druckt gar nix mehr. Ich bin nur froh, daß ich mei Freiheit wieder hab' und daß mein serbischer Freund ein solch vernünftiger Mensch is.“

Und der geistliche Herr vergaß aller seiner Würde und rief mit bebenden Tönen, trunken wie ein Jüngling, die zitternden Arme ausgestreckt, sie zu umfangen und an seine Brust zu pressen: „Dann darf ich es also wirklich wagen, Ihnen zu gestehen, liebes, süßes, einziges Mädchen, daß ich Sie liebe mit aller Kraft meiner Seele? Können Sie mir Hoffnung geben, daß Sie . . . .“

„Ich?!“ fiel ihm Lizzi in's Wort und starrte schier versteinert mit schreckensweiten Augen zu ihm auf.

Er aber wußte sich ihre Miene nicht zu deuten. Eitel und siegesgewiß, wie alle starken Männer, mochte er wohl glauben, dieses „Ich“ sei der Ausdruck seligen, mädchenhaften Erschreckens gewesen über die große Auszeichnung, die ihr zu Theil wurde. Oder auch, er dachte gar nichts und konnte es einfach nicht länger aushalten. Kurz, er schloß seine Arme um ihre üppige Gestalt und drückte sie fest an sich.

„Nicht doch, nicht doch, lassen S' mi aus,“ klagte Lizzi weinerlich.

Aber er hielt sie so fest, daß sie sich nicht loszureißen vermochte und sprach ihr tröstend zu, wie einem kleinen Kinde. „Fürchte Dich nicht, Geliebte. Hier ist weit und breit kein Mensch. Niemand sieht uns als nur Gott allein und der hat seine Freude daran, wenn zwei Menschenherzen sich zum ewigen Bunde finden, und zwei warme Lippenpaare das Bündniß besiegeln im ersten bräutlichen Kuß.“

Herrgott, wie schön der Mann reden konnte! Lizzi ward es ganz wirr im Kopf. Es ruhte sich so gut und warm an dieser breiten Brust und er hielt sie so fest und sicher. „Elisabeth,“ hörte sie ihn dicht an ihrem Ohr flüstern, „glaubst Du, daß Du mir wieder Liebe schenken kannst?“

Mühsam suchte sie ihrer Verwirrung Herr zu werden. Er drückte sie so, daß sie kaum zum Sprechen Luft hatte, und sie stammelte kurzathmig: „Aber, Herr Pfarrer — naa, i bitt Ihne! — dees geht doch net, dees kann doch net wahr sein. Mich kennen S' doch schon lang und Sie haben doch von Einer g'red't, die S' erst am Heiligen Abend . . .“

Er ließ sie gar nicht ausreden und unterbrach sie mit heißem Flüstern: „Ja, gewiß, so ist es auch. Ich habe Dich schon immer reizend gefunden, mein geliebtes Mädchen, seit ich Dich zum ersten Male sah. Aber kennen gelernt habe ich Dich doch erst vorgestern Abend. Da hab' ich zum ersten Male einen Blick in Deine Seele thun dürfen. Als jener Mann über die ernstesten und heiligsten Dinge zu spotten wagte — o, ich habe wohl bemerkt, wie weh Dir das that und wie Du es doch für Deine Pflicht hieltest, seine Partei zu ergreifen, und so klug und muthig gegen uns Alle auftratest. Da hab' ich erkannt, welch schöne Seele in diesem lieblichen Körper wohnt. Da mußte sich mein Schicksal erfüllen. Ja, Du süßes Kind, ich liebe Dich!“ Und dann bedeckte er ihr den Mund und Wangen mit brennenden Küssen, soviel sie sich auch sträubte, und flüsterte heiß: „Glaubst Du mir nun? Willst Du die Meine werden?“

Lizzi wußte nicht, ob es Schreck oder Zorn war, was sie auf einmal so gewaltig packte und ihr die Kraft verlieh, sich aus seiner festen Umarmung loszureißen. Sie trat ein paar Schritte von ihm zurück, streckte abwehrend die Hände gegen ihn aus, stampfte zornig mit dem Fuß auf und knirschte mit funkelnden Blicken: „Was nennen S' mi denn alleweil Du? Sie, i verbitt mir das!“

Pastor Werkmeister fiel aus allen seinen Himmeln und machte ein Gesicht, das der Ausdruck maßlosen Erstaunens nicht eben geistreich erscheinen ließ. Sprachlos starrte er sie an.

Plötzlich traten Lizzi die Thränen in die Augen. Sie preßte mit beiden Händen ihr Muffchen an's Herz, blickte zum Himmel auf und jammerte verzweifelt: „Ui jegerl, jegerl, lieber Herrgott, womit hab i nur dees verdient? Ich hab' doch ganz g'wiß an nix Böses denkt — und da kommt der Mann daher und dutzt mi mir nix, Dir nix und küßt mi auf öffentlicher Promenad. Dees is doch scho wirklich zu arg!“

„Aber liebes Fräulein Mödlinger,“ stotterte der Pastor verwirrt, „ich glaubte doch ein Entgegenkommen . . . . Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie gekränkt habe. Ich bin wohl zu rasch — mein Gott, die Leidenschaft . . . ich glaubte doch in Ihren Augen zu lesen . . .“

„A was,“ fuhr Lizzi ärgerlich auf. „Ich hab' g'meint, Sie reden von meiner Schwester.“

„Von Ihrer Schwester?!“ Er machte ein Gesicht, als ob er sich auf gar keine Schwester besinnen könne. „Ja, mein Gott, fühlen Sie denn gar nichts für mich? Können Sie mir gar keine Hoffnung geben?“

„Nein, nein — ich mag nicht, ich kann nicht,“ stieß sie scharf und athemlos hervor. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm und ihre Brust wogte heftig. Dann wandte sie sich entschlossen von ihm ab und schritt rasch davon, den Weg, den sie gekommen waren, zurück.

Mit großen Schritten eilte er ihr nach und flehte sie an: „Rauben Sie mir doch nicht alle Hoffnung, ich kann ja nicht ohne Sie leben!“

„Nein, i mag net, lassen S' mi los. I darf net — nie, nie, um kein Preis!“

Und damit raffte sie ihre Röcke zusammen und setzte sich in Laufschritt. Eine Strecke weit verfolgte er sie weit ausschreitend. Wenn er hätte traben wollen, hätte er sie mit leichter Mühe eingeholt. In der großen Querallee waren aber Leute. Da gab er's auf. Doch Lizzi trabte fast unausgesetzt bis zum Eingang der Matthäikirchstraße. Und erst, als sie ihn dort nicht mehr hinter sich sah, verfiel sie in einen ruhigeren Schritt.

Friedrich öffnete ihr mit vertraulichem Grinsen die Thür. „Au weh, Fräulein, heute jibt's aber was. Die Herrschaften sind schon beim Braten!“ flüsterte er schadenfroh. Die Sklavenseele wußte wohl schon, daß sie in Ungnade gefallen sei, und da meinte sie, den Respekt als überflüssig bei Seite lassen zu dürfen.

Lizzi würdigte ihn keiner Antwort. Sie legte hastig ihre Sachen ab und betrat das Eßzimmer. Eine Entschuldigung murmelnd, setzte sie sich auf ihren Platz. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten und ihr Busen wogte immer noch heftig von dem raschen Lauf.

Rudi verschwendete umsonst seine feurigsten Blicke an sie. Sie hielt hartnäckig die Augen auf ihren Teller gesenkt und sprach kein Wort.

„Du wirst wohl entschuldigen, wenn wir ohne Dich angefangen haben,“ sagte Frau von Goldacker kalt und scharf, sobald der Diener hinaus war, um die Suppe für Lizzi zu holen. „Du wirst wohl nicht verlangen, daß wir Dir zu Gefallen das ganze Diner verderben lassen.“

Lizzi zuckte nur leicht die Achseln. Ui je, wenn sie schon ihr bescheidenes Mittagessen „Diner“ benannte, da mußte sie freilich sehr böse sein!

„Wir konnten ja nicht wissen, ob Du überhaupt wieder zu kommen beabsichtigst,“ fuhr die Majorin nach kurzer Pause fort. „Ich wollte Dich dem Herrn Oberlehrer Doktor Hartmann vorstellen, der so liebenswürdig sein will, Dich und Deine Schwester in Pension zu nehmen, bis Ihr eine anständige Lebensstellung gefunden haben werdet. Aber da warst Du ausgeflogen, Niemand wußte wohin. Darf man vielleicht fragen, wo Du warst?“

„Ich war mit Herrn Pastor Werkmeister im Thiergarten spazieren,“ versetzte Lizzi kurz und warf ganz verstohlen einen scharf beobachtenden Seitenblick auf die Majorin.

Sie sah, wie sie zusammenzuckte, wie Messer und Gabel in ihren Händen zitterten bei dem vergeblichen Bemühen, ein offenbar sehr hartes Stück Huhn zu zerkleinern. Die Köchin hatte nun einmal kein Talent für's Geflügel!

„Wie kamst Du denn dazu, mit Pastor Werkmeister . . . .“ stieß die aufgeregte Dame tonlos hervor.

„Ich traf ihn zufällig auf der Straße und er bat mich um eine Unterredung.“

„So, wirklich? Was wollte er denn von Dir?“

„Er wollte mich heirathen.“ —

Erst sprachloses Erstaunen. Die Majorin zitterte am ganzen Körper derart, daß sie Messer und Gabel loslassen und die Hände auf den Schooß legen mußte. Und Bubi ward leichenblaß und klammerte sich mit beiden Händen an die Tischkante. Plötzlich sprang er auf, schlug mit den Knöcheln auf den Tisch und keuchte ganz außer sich: „Das ist — das ist eine Gemeinheit. Ich werde . . .“

Da trat Friedrich mit der gewärmten Suppe herein und Bubi plumpste wieder auf seinen Stuhl zurück, daß es nur so krachte. Es war einer von den echten. Er griff eilig nach seinem Besteck, um sich vor dem Diener nichts merken zu lassen, aber er brachte keinen Bissen mehr herunter. Seine Mutter ebensowenig.

Eine Schicksalsfrage schwebte ihr auf den Lippen und drückte ihr schier das Herz ab vor Ungeduld. Der Friedrich mit seinen neugierigen Blicken war recht unangenehm und die Lizzi aß so langsam, pustete an jedem Löffel voll so lange herum.

„Sie können das hier abnehmen,“ sagte die Majorin endlich, „und gleich den Pudding bringen. Inzwischen kann die Köchin für das Fräulein etwas Braten wärmen.“

Sobald Friedrich mit dem Tablett hinaus war, that die Majorin ihre schwere Frage: „Nun — und? Da hast Du Dich wohl nicht lange besonnen?“

„O nein,“ versetzte Lizzi, ironisch lächelnd. „Gründlich hab' ich'n abfahr'n lassen. Der traut sich net wieder.“

(Fortsetzung folgt.)